Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 22 | 19. März 1930 | 5. Jahrgang

Felix will heiraten

Nachdruck verboten.

Roman von Eduard W. Maybach

Copyright Greiner & Co., Berlin NW 6.

1. Kapitel

Auf in den Kampf . . .

Schweren Herzens und gesenkten Hauptes schritt Felix die Stufen empor, die zu der Wohnung seiner Tante führten. Ja, er wußte es, er fühlte es instinktiv: das waren schon die ersten Schritte in einem neuen Leben, die er heute tat. Und es deuchte ihn, als winke ihm ein Leben voller Freude, nur waren ihm fürs erste die Füße gar schwer, so als habe er Blei daran, das ihn bei jedem Schrittchen vorwärts mit aller Gewalt zu Boden drückte.

Die Wohnung der verwitweten Frau Adelheid von Zerlinski war stets von einem leichten Parfüm erfüllt. In allen Räumen webte und schwebte es, man hätte eher geglaubt, bei einer Modedame zu Besuch zu sein, als bei einer zweiundfünfzigjährigen Frau.

Zweiundfünfzig Jahre — wer wußte davon! Der Welt gegenüber war Frau Adelheid in diesem Jahr höchstens vierundvierzig. Aber das auch nur Leuten gegenüber, die rechnen konnten. Bei anderen Leuten wiederum, z. B. bei dem eleganten Erik Carlsen, war sie neunundreißig, und dann immer neunundreißig mit einem sanften Augenaufschlag, der nachdrücklich darauf hinwies, daß trotz dieser scheußlichen Kalendertatsache das Herz selbst erst vierundzwanzig war.

Betty, das Dienstmädchen draußen in der Küche, war zwar erst achtundvierzig, ging aber in der Verjüngung ihren Verehrern gegenüber auch in Ausnahmefällen nicht weiter zurück als auf vierzig.

Die ganze Wohnung atmete „Jugendlichkeit".

Entsprechend waren in dem gastfreundlichen Hause auch nur heiratsfähige Herren zu Tische geladen.

Frau von Zerlinski fühlte sich selbst als ausgezeichnete Partie. Hatte sie doch ein ganz passables Vermögen ererbt, als sie nach einer reichlich unglücklichen Ehe mit dem seligen Zerlinski vor einer Reihe von Jahren Witwe geworden war.

Der Gast dieses Abends war also niemand anders als Felix Schmidt, der Neffe der guten Tante Adelheid. Der **Lieblingsneffe, wie sie mit idealem Augenaufschlag zu dem** zwölf Jahre jüngeren Mann zu sagen pflegte, obwohl sie gar keinen anderen Neffen außer ihm hatte. Aber Frau Adelheid hatte die Gewohnheit, jedem einigermaßen passablen Mann gegenüber immer in Angriffsstellung zu sein.

Man mußte immer mehrere Eisen im Feuer haben.

Felix Schmidt hatte zwar mit seinen vierzig Jahren eine Glatze wie ein hochbetagter Mann. Seine Korpulenz war alles weniger als der Gipfelpunkt männlicher Schönheit. Aber er war ein gutmütiger Mensch und in den Händen Tante Adelheids so leicht — so leicht zu lenken . . .

Felix hatte es schon einige Tage zuvor gewußt, daß er am heutigen Sonntag abend bei seiner Tante Adelheid zu Gast sein würde. Er hatte es auch gewußt, daß er der Tante an diesem Abend eine Beichte über seine Heiratspläne ablegen würde. Denn — konnte und durfte er seiner Tante gegenüber eine so wichtige Veränderung in seinem Leben länger verschweigen? Obendrein hoffte er von ihr als einer erfahrenen Frau zu hören, ob er bei dem Mädchen seiner Wahl würde auf Gegenliebe rechnen können. Was würde es schaden, wenn er jetzt zu Tante Adelheid spräche? Sie war zudem so liebenswürdig zu ihm heute abend, daß er auf keinen Fall länger an sich halten konnte.

„Ich muß dir etwas beichten, liebe Tante Adelheid", begann Felix ganz unvermittelt, nachdem das Essen abgetragen war, und strich sich verlegen mit der Hand über das kahle Haupt.

„Was wirst du denn auf dem Herzen haben für mich, mein lieber Neffe?" sagte Tante Adelheid, und einen Augenblick begann es in ihrem Kopfe zu kombinieren: sollte gerade ihr Neffe ernster bei ihr anbeißen?

Aber wenn man sich schon so viele Jahre kannte, war man sich auch so schon über und brauchte sich nicht erst noch zu heiraten. Sie dachte an Erik Carlsen. Der war erstens jünger als der liebe Felix, er war auch redegewandter und äußerlich eleganter. Aber wer konnte es sagen, ob Erik Carlsen sich eines Tages erklären würde? Erik Carlsen mochte noch weite Ziele in seinem Leben haben, und es war leicht genug möglich, daß er eines Tages „absprang".

Felix hatte inzwischen weit ausgeholt. Er erzählte seiner Tante von den Schattenseiten der Junggesellenwirtschaft **und von einer gewissen Vereinsamung unter der**

Aber keine Hand regte sich auf der „Aspasia". Es galt Zeit zu gewinnen. Das rätselhafte Schiff mit den Scheinwerfern flog geradezu heran, wie man an den immer größer werdenden Lichtkegeln erkennen konnte. „Kommt selbst herüber, wenn Ihr wollt!" rief Kusik dem Russen zu.

Kurz darauf blitzte ein Warnungsschuß zwischen den Scheinwerfern des Fremden auf, und zehn Minuten später lag das fremde Boot längsseits. Wie die Katzen kletterten vier Mann in finnischer Zolluniform an Bord des Russen. Die Aspasialeute atmeten auf. Die Gesichter konnten sie zwar nicht erkennen, dafür aber die Abzeichen.

„Seid Ihr des Teufels?" fuhr der russische Kapitän sie an. „Wir sind ein russisches Wachtschiff und . . ."

„Das werdet Ihr uns erst beweisen müssen", sagte der vorderste der Finnen kalt in fließendem Russisch. „Mir scheint aber, Ihr ladet hier Spiritus um. — Papiere vorzeigen! Ganze Mannschaft antreten!" befahl er dann kurz.

Widerwillig gehorchten die Russen. Der Finne prüfte die Papiere. „Scheint zu stimmen", sagte er etwas milder. „Habt Ihr was abgefangen?"

„Tausend Liter Spiritus", erklärte der russische Kapitän stolz.

„Ausgezeichnet", lobte der Finne mit einem eigentümlichen Lächeln. Dann sah er dem Russen plötzlich hart in die Augen und befahl: „Hände hoch!" — Vier Pistolen richteten sich blitzschnell auf die zehn Russen, die vor Verblüffung vergaßen, dem Befehl Folge zu leisten. Der Finne schoß eine Kugel dicht am Ohr des russischen Kapitäns vorbei. Das wirkte. Zwanzig Hände hoben sich starr empor. „Und Ihr", schrie der Finne zu den Aspasialeuten hinüber, „was haltet Ihr Maulaffen feil! — An die Arbeit: Maschinengewehre und Ladung rübernehmen, Kanonen abmontieren und über Bord!"

Im ersten Augenblick blieb den Aspasialeuten der Atem weg. Dann brüllten sie auf vor Freude. Sie erkannten die Stimme — es war Baron Angern, ihr „Admiral"! —

In einer halben Stunde war die Arbeit geschafft. Zum Abschied schoß Baron Angern noch einige Kugeln in den Motor des russischen Wachtschiffes.

Die „Aspasia" und die „Kajak" lösten sich vom hilflos treibenden Russen und ließen ein Stückchen längsseits, bevor die „Aspasia" ihren Nordkurs wieder aufnahm.

Auf einmal tönte vom Heck der „Kajak" die Stimme des Steuermanns, der bis dahin schweigend dagesessen hatte, trotz des guten Wetters mit einem Südwester bedeckt: „So, Kusik und Jänes, jetzt habt Ihr mich kennen gelernt!"

Die beiden fuhren auf. Du lieber Himmel . . . Elma! Das war ja eine ganz verrückte Nacht!

„Der Baron hat sie also doch mitgenommen!" konnte Kusik sich nicht enthalten, mißbilligend zu sagen.

„Ja und nein", lachte Elma. „Ich fuhr als ‚blinder Passagier', bis es kein Zurück mehr gab."

„Ja", sagte der Baron, „eine tolle Geschichte. Der Russe war uns gemeldet worden. Wir fürchteten für Euch. Fräulein Elma hat sich den ganzen Plan mit den Scheinwerfern und den falschen Uniformen ausgedacht. Wir fuhren los, um Euch zu helfen. Wie wir dachten, ohne Fräulein Elma. Als sie auftauchte, war ich nicht weniger über sie erstaunt als ihr über mich." — — —

Nach diesem Streich seiner Tochter, der ihm nun doch zu Ohren kam, gab Sven Erik das Schmuggeln auf. Statt dessen kaufte er einen großen Dampfer. Sein Kapitän, Baron Angern und auch ein Teil seiner Mannschaft sind uns bekannt. Baronin Elma von Angern pflegt ihren Mann auf seinen Reisen zu begleiten.

Aegypten enthüllt ein neues Geheimnis.

Spuren einer Grabkammer in der Riesen-Mastaba eines Priesters.

Von Dr. Ludwig Franck-Kairo.

Schon immer war Aegypten das Land der großen Wunder. Noch ist nicht der letzte Widerhall von den Herrlichkeiten des Königsgrabes eines Tutanchamon verklungen, da wird in diesen Tagen der Fund eines ungeheuren Priestergrabes auf dem Totenfriedhofe bei den Giseh-Pyramiden in der Nähe Kairos gemeldet.

Dem ägyptischen Archäologen Selim-bey-Hassan, der die Ausgrabungen südlich der Sphinx leitet, blieb es diesmal vorbehalten, bei seinen Schachtarbeiten auf das Labyrinth dieses Priestergrabes zu stoßen. Und keine Uebertreibung liegt in dieser Bezeichnung; nicht weniger als 80 Kammern hat man bis jetzt entdeckt, und während andere Mastabas 30 Meter Länge kaum überschreiten und sich mit zwei bis drei Grabhallen begnügen, erstreckt sich diese 150 Meter in die Länge, 30 Meter in die Breite. Beweis genug, wie sehr man sich um das entbehrungslose Fortleben des Oberpriesters nach Vollendung des irdischen Daseins sorgte, zumal 30 Kammern allein als Unterhaltsräume gedacht waren. Ra-Ower diente den Hauptgottheiten Ober- und Unterägyptens zugleich, und es ist schon begreiflich, daß die Grabstätte einer solchen Persönlichkeit wie die seiner Familie den Dimensionen eines Tempels entsprach und nicht weit von der Mutter des Königs Cheops, des Erbauers der „großen Pyramide", lag.

Unter den Halbreliefs der Alabastersäulen gehört das Bild des Priesters zweifellos zu dem Besten, was das alte Reich in dieser Kunst vermocht hat. Auch die Inschriften sind von ausgewählter Schönheit und Vollkommenheit. Mehr als 30 Statuen, die den Oberpriester meist im Ornat darstellen, hat man an ihrem Standorte nur wenig verstümmelt vorgefunden. Ueber alle aber triumphiert die Hälfte eines Kopfes, das den Priester im Profil wiedergibt. Von der Kunst in harten Stein übersetzt, strahlt das blutwarme Leben aus dem Gesicht. Von den labyrinthisch angelegten Kammern sind bis jetzt nur die wenigsten freigelegt. Bei der Ausräumung einer Grabkammer, wohl der eines Familienmitgliedes, bot sich den Forschern ein tragisches Schauspiel. Neben dem Sarkophag, dessen eine Wand gespalten war, lag die Leiche eines Mannes, offenbar der Körper eines Grabschänders, der die Mumie ihrer Schätze berauben wollte, dabei aber an Ort und Stelle ums Leben kam. Im Sarkophage fand man unter anderen Schätzen ein kettengewundenes Goldarmband erlesenster Kunst. Der Beschluß endet in zwei Monde, die mit Goldkörnern und einer noch größeren Anzahl Perlen verziert sind. Genug andere Kostbarkeiten, Vasen in Alabaster, Stein- und Tonerde wurden **aus den sandverborgenen Kammern** zutage gefördert; **doch noch viele und immer wieder neue harren der Erschließung.**

Wird es den Forschern glücken, in dem Wirrsal der unterirdischen Gänge Grabräume, Haupt- und Nebenkammern die Grabkammer des Priesters selbst zu entdecken? Wird es ihnen vergönnt sein, sie unerbrochen wie die des Königs Tutanchamon vorzufinden? Zweifellos bringt sie neue Wunder ans Tageslicht. Mögen ihre Kunstschätze auch wohl kaum die der 18. Dynastie übertreffen, vom geschichtlichen Standpunkte kann ein neuer Hieroglyphentext oft mehr bedeuten als alle Kunstprodukte der Amarnazeit zusammen.

Wenn der Herr Direktor selbst kauft.

In London. Ein bescheiden drein blickender, aber gut gekleideter Herr betritt die Geschäftsräume der „Vereinigten Getreide-Handelsgesellschaft", nahe Paddington Station. Die „Vereinigte Getreide-Handelsgesellschaft" gehört zu jenen großen, unlängst nach deutschem Vorbild rationalisierten Unternehmungen und ist auf ihre modernen, ganz auf der Höhe der Zeit befindlichen Geschäftsmethoden nicht wenig stolz. Der bescheidene Herr begibt sich in die Verkaufsabteilung und schließt mit dieser nach längerer Verhandlung einen Vertrag über 10 000 Tonnen Manitoba-Weizen, sofort lieferbar, zu 214 Mark die Tonne ab. Zahlt mit einem bestätigten Scheck auf Baring Brothers und geht. Vor der Tür trifft er einen alten Bekannten, den er lange nicht gesehen, der es aber inzwischen zum Direktor bei der „Vereinigten Getreide-Handelsgesellschaft" gebracht hat. „Hallo!" ruft dieser und begrüßt ihn herzlich, „wie geht's, wie steht's? Was treiben Sie denn jetzt, alter Freund?" Der bescheidene Herr erklärt, daß er eine kleine Getreidehandlung habe und sich recht und schlecht durch's Leben schlage. „Das ist ja famos", ruft der Herr Direktor, „da können wir ja gelegentlich auch mal ein Geschäft mit einander machen. Oder haben Sie womöglich gerade etwas greifbar anzubieten?" — „Ja, ich könnte Ihnen wohl 10 000 Tonnen Manitoba ablassen", ist die Antwort, „wenn Ihnen damit gedient ist." — „Können wir immer brauchen; was soll er denn kosten?" — „Ja, unter 215½ wird es nicht gehen." Großzügig, ohne sich erst lange nach den neuesten Marktnotierungen zu erkundigen, schlägt der Herr Direktor zu: „Gut, abgemacht! Ich nehme die 10 000 zu 215½. Auf Wiedersehen!" Beide drücken sich die Hände und trennen sich. Der bescheidene Herr, jetzt schon nicht mehr so bescheiden aussehend, verläßt die „Vereinigte Getreide-Handelsgesellschaft" mit dem erhebenden Gefühl, noch nie so leicht 15 000 Mark verdient zu haben, während der Herr Direktor oben zu seinem Entsetzen erfährt, daß er die vor einer halben Stunde zu 214.— verkauften 10 000 Tonnen Manitobaweizen zu 215½ wieder zurückgekauft hat. — **Wirklich, ein glattes Geschäft!**

sein Leben bei allem geschäftlichen Erfolg leide. Er erzählte, wie er auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung die Auserwählte kennengelernt, und wie sie von nun an einen Platz in seinem Leben eingenommen habe.

„Sie hat tiefschwarzes Haar und ein paar wunderbare lachende Augen. Liebe Tante Adelheid, diese Augen haben es mir angetan. Und obwohl das Glück unserer Bekanntschaft erst nach wenigen Wochen zählt, so ist es für mich doch eine feststehende Tatsache: dieses Mädchen wird meine Frau. Ich habe mich für verpflichtet gehalten, liebe Tante Adelheid, bei den herzlichen Beziehungen, die zwischen uns bestehen, dir von dieser wichtigen Aenderung in meinem Leben Mitteilung zu machen . . ."

Felix hatte Angst, daß Tante Adelheid nun Sturm gegen seine Heiratsabsichten laufen werde. Darum sagte er ihr auch vorläufig nichts davon, daß er sich seiner Angebeteten gegenüber noch gar nicht ausgesprochen hatte und so auch nicht wußte, ob sie seine Liebe erwidere.

Tante Adelheid schwieg einen Augenblick, dann sagte sie nachdenklich.

„Wenn es ein Mädchen ist, das Geld hat, lieber Felix, und auch sonst in jeder Beziehung zu dir paßt, so kann man dich nur zu deinem Entschluß beglückwünschen. Hat sie denn Geld?"

Einen Augenblick schwankte Felix, ob er die Wahrheit auf diese Frage sagen sollte. Er rechnete bei der Geliebten seines Herzens auf keinen Pfennig. Mochte sie aber auch nicht das Geld haben, sich ein Paar Schuhe zu kaufen, ein Geschöpf wie sie siegte durch den persönlichen Liebreiz, die Anmut, die sprudelnde Lebendigkeit, das berückende schwarze Haar, durch zwei strahlende Augen — aber nicht durch das Geld. Aber dann schoß es Felix durch den Kopf: er durfte das Mädchen, das er liebte, auf keinen Fall vor anderen herabsetzen. Lieber also einmal lügen . . . Vielleicht würde es ihm auch irgendwie gelingen, seiner Auserwählten rechtzeitig vor der Heirat in diskreter Weise ein kleines Vermögen auf die Bank zu legen.

Mit einem leisen Schwanken in der Stimme erklärte er jetzt:

„Natürlich hat sie Geld." Dabei machte er mit der Hand eine beiläufige Bewegung, als sei die Erwägung dieses Punktes für ihn doch von vornherein selbstverständlich gewesen.

„Wieviel glaubst du denn, daß sie hat, Zweihunderttausend?"

„Nun," meinte Felix etwas gedehnt, „nun ganz soviel wird es ja nicht sein, aber man wird ja sehen."

Aber da wurde Tante Adelheid lebhaft.

„So, ganz soviel wird es also nicht sein? Das heißt auf gut deutsch gesagt, daß sie gar nichts hat. Denn wenn sie weniger hat, hat sie in meinen Augen überhaupt nichts, und dann bist du ein armer bedauernswerter Mensch, Felix, denn dann heiratet sie dich einfach um deines Geldes willen."

Felix sagte kein Wort. Hilfesuchend blickten seine treuen Augen im Zimmer umher.

„Wie heißt sie denn," fuhr Tante Adelheid jetzt im gleichen Tempo fort, „was ist ihr Vater und wo wohnt sie?"

Gehorsam antwortete Felix seiner Tante:

„Sie heißt Lia Valentin, ist die Tochter eines Oberfinanzrats und wohnt in der Lietzenburger Straße 72."

„Hm," meinte Tante Adelheid und wiegte kritisch den Kopf. „Lia ist ein ganz netter Vorname. „Lia Schmidt" würde passabel klingen, wenn man berücksichtigt, daß mit einem solch trostlosen Familiennamen wie dem deinen eigentlich gar kein weiblicher Vorname einen richtigen poetischen Klang gibt. Aber Lietzenburger Straße ist doch eine erstklassige Gegend, da wohnen eigentlich nur feine Leute. Und Oberfinanzrat der Vater? Na, ob der Geld hat, ist eine andere Frage. So ein Beamter, der in der Lietzenburger Straße wohnt, ißt sein Einkommen wahrscheinlich auf. Hat er noch mehr Kinder?"

„Das weiß ich nicht."

„Vielleicht noch ein paar Söhne, die studieren, oder gar noch eine Tochter, so daß er zwei Mädchen zu kleiden und auszuführen hat. Der arme Mann ist zu bedauern."

Felix ließ die Erwägungen seiner Tante geduldig über sich ergehen. Er sah traumverloren vor sich hin und wünschte, daß wieder die Zeit des nächsten Stelldicheins mit Lia da wäre. Wäre er erst wieder mit ihr zusammen, könnte er dem lieben Wesen auf eine Minute in die Augen sehen, um dort zu lesen, ob sie ihn auch liebte, dann konnten ihm alle Menschen gut Freund bleiben mit ihrem entsetzlichen Festklammern an Aeußerlichkeiten. Zum einen hatte sie zu wenig Geld, zum anderen wohnte sie nicht in der richtigen Gegend, drittens hatte der Vater nicht die richtige Stellung und viertens hatte sie zu viel oder zu wenig Geschwister.

„Wie alt ist sie denn?" fragte Tante Adelheid inzwischen weiter.

„Zwanzig Jahre" entgegnete Felix melancholisch. War das in seinen Augen eine köstliche Tatsache, so wußte er, daß die bewunderungswürdige Jugend seiner Angebeteten hier vor Tante Adelheid nicht bestehen konnte. Und er war in diesem Punkt kein schlechter Prophet.

„Zwanzig erst?" Tante Adelheid schrie es fast heraus. „Felix, das ist ja kaum möglich. Wie kann ein Mann in deinen Jahren noch solche Torheit begehen? Du vierzig — sie zwanzig — da ist sie ja gerade halb so alt wie du, Felix, du rennst in dein Unglück, bedenke was du tust, höre auf eine erfahrene Frau, besinne dich, ehe es zu spät ist!"

Felix sagte gar nichts und sah verzweifelt zur Decke empor, während er sich mit der Hand langsam über die Glatze fuhr. Da hatte er es nun wieder. Ein „neuer Punkt". Vielleicht gab es noch ein halbes Dutzend Punkte bei der Inquisition dieses Abends. Fast bereute er es, daß er überhaupt ein Wort über die ganze Sache gesprochen hatte. Vollends jetzt Tante Adelheid noch zu fragen, ob er nach ihrer Ansicht bei seiner Lia auf Gegenliebe rechnen könnte, dazu hatte er schon gar den Mut nicht mehr.

Aber der Abend brachte doch ein positives Ergebnis. Tante Adelheid war durchaus nicht die Frau, die zu allem nur nein und wieder nein sagte. Sie nahm immer ihre Stellung zu den Dingen, wenn sie auch meist verkehrt war, und hatte für jeden, geschweige denn für ihren Neffen Felix, einen Ratschlag.

In diesem Falle hatte sie gleich drei Ratschläge, auf die sie jetzt den Liebeswerber zu vereidigen begann.

Erstens mußte man damit rechnen, daß das junge Mädchen, das nun einmal in Gottes Namen die Auserwählte seines Herzens zu sein schien, ihn nur seiner sozialen Stellung als Mitinhaber eines weit verbreiteten und angesehenen Unternehmens und wegen seines hohen Einkommens schätzte.

Zweitens war es sehr fraglich, ob die Sache von Glück begünstigt sein würde, solange man sich nicht des Jaworts des zukünftigen Schwiegerpapas vergewissert habe.

Drittens aber mußte Felix energische Schritte dafür tun, daß seine Glatze verschwand und er wieder Haare auf den Kopf bekam.

Tante Adelheid hatte natürlich auch für jeden ihrer Ratschläge auch gleich eine greifbare Marschroute bereit.

Das erste Problem war ja sehr einfach zu lösen. Wenn das junge Mädchen nichts davon erfahren sollte, daß Felix Schmidt eine gewisse Persönlichkeit im Geschäftsleben Berlins darstellte, und daß er mit einem Federstrich über Zehntausende verfügen konnte, so lag das einzig und allein in der Hand des glücklich Liebenden. Er mußte eben zu einer Notlüge greifen und seiner Angebeteten suggerieren, er sei ein „kleiner Angestellter".

Felix konnte seiner Tante auf ihre Frage hin guten Gewissens versichern, daß er Lia gegenüber bis zur Stunde noch kein Wort über seinen Beruf und seine soziale Stellung geäußert hatte. Dem kleinen diplomatischen Manöver stand daher kein Hindernis im Wege. Bestand das Mädchen diese Probe, bezeigte sie daraufhin noch Interesse für Felix, so war kein Zweifel, sie liebte ihn wirklich, liebte ihn, wie Tante Adelheid sich ausdrückte, seiner korpulenten Männlichkeit wegen, und für einen restlos glücklichen Ehebund war von diesem Gesichtspunkte aus nichts zu fürchten.

Schwieriger war die Sache schon mit dem zweiten Problem, der Stellungnahme des künftigen Schwiegervaters. So ein Oberfinanzrat war ja wohl an sich schon ein gruseliges Tier und sicher ein Mann, mit dem schlecht Kirschen zu essen war. Hier mußte, wie Tante Adelheid dem andächtig zuhörenden Felix versicherte, mit der denkbar größten Diplomatie zu Werke gegangen werden. Aber man hatte ja seine Verbindungen, wie Tante Adelheid versicherte. Man würde den gestrengen Rat vorsichtig, so gewissermaßen um zwei Ecken herum, darüber vergagen lassen, wie er sich zu einer etwaigen Verbindung seiner Tochter Lia mit einem Manne stellte, der zwar ein großer Kaufmann, aber — was nun einmal nicht zu leugnen war — immerhin kein Beamter war. Tante Adelheid sah in diesem Punkte nicht restlos optimistisch, aber sie hatte wie sie ihrem Neffen Felix tröstend erklärte, für den Fall eines negativen Ausgangs der „Enquete" auch schon eine Idee, wie der Schaden repariert werden könnte. Aber darüber wollte sie sich indessen heute noch nicht auslassen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Scheinwerfern.

Eine Schmugglergeschichte aus Estland von Oleg Berting-Riga.

Heute war es anders als gewöhnlich. Peter Jänes und Ants Kusik hatten keine langen Gummistiefel an den Füßen, keine Südwester über den groben Wolljacken am Leibe. Heute trugen sie Lackschuhe, blaue Anzüge aus feinem englischem Tuch und saßen im besten Restaurant von Reval, ergötzten sich an europäisch frisierten Negerrhythmen, tranken Wein statt Schnaps und spielten, so gut es ging, den Kavalier.

In ihrer Gesellschaft befand sich nämlich eine junge Dame. Das war Elma Erik, die Tochter des nach dem Kriege sonderbar schnell reich gewordenen Fischers Sven Erik. Eigentlich war an diesem Reichtum ja nichts Sonderbares. Besaß doch Sven Erik neben seinen Fischerbooten die schnellsten Motorboote, die unter griechischer, persischer und verschiedenen anderen Flaggen von Danzig bis nach Finnlands Nebelküste — Spiritus schmuggelten.

Seit 1926 ist nämlich die Spirituseinfuhr aus Estland verboten, und Schiffe unter estländischer Flagge dürfen keine Spirituseinladungen mehr führen. Daher fahren alle estländischen Schiffe, die — gleichgültig zu welchem Zweck, denn es braucht nicht immer Schmuggelspiritus zu sein — Spiritus mit sich führen, unter fremdländischer Flagge. Die entsprechenden Schiffspapiere werden auf vollkommen gesetzlichem Wege durch die betreffenden Gesandtschaften besorgt.

Die Mannschaft von Eriks „Schmuggelflotte" war ebenso verschwiegen wie geschickt und verwegen, und ihr „Admiral", Baron Bodo von Angern, verstand seine Sache. Ehemaliger russischer Seeoffizier und Gutsbesitzer, immer noch begeisterter Jäger und Sportsmann, kannte er sich zu Wasser und zu Lande aus wie kein Zweiter.

Peter Jänes und Ants Kusik gehörten zur Besatzung eines der „Perserboote" Sven Eriks, das nicht ganz im Einklang mit seiner Flagge den schönen und bekannten griechischen Namen „Aspasia" trug. Auch Elma war in diese Dinge eingeweiht. Der alte Erik hatte ihr eines Tages, ohne sich über das „Wie sage ich es meinem Kinde" lange Gedanken zu machen, reinen Wein eingeschenkt. Nordische Mädchen sind schweigsam. In solchen Dingen besonders.

„Nehmt mich doch mal mit", funkte Elma ihre beiden Kavaliere aus ihren klaren, blauen Schwedenaugen an.

Peter Jänes machte ein verdutztes Gesicht und wäre fast grob herausgeplatzt: „Sowas ist keine Weibersache!" Aber rechtzeitig biß er sich auf die Zunge. Daß Elma hier mit ihnen saß, war ja überhaupt sozusagen nur die „Laune einer Königin". Die Zeiten, da sie zu dritt barfüßig im flachen Meere herumtobten, lagen weit hinter ihnen. Ants Kusik hingegen nahm sich selbst nicht rechtzeitig beim Wickel und sagte, von Eifersucht und Neid jäh erfaßt, eine große Dummheit. „Bitten Sie doch den Baron darum, den ‚Admiral'. Der wird Ihnen schon nichts abschlagen!"

Elma schoß das Blut ins Gesicht. Wütend fuhr sie Kusik an: „Das ist nicht Deine Sache, Dummkopf!" — Dann nahm sie den Faden ihrer früheren Unterhaltung wieder auf: „Warum wollt Ihr mich nicht mitnehmen? Mein Vater erfährt's doch nicht."

„Wenn's gut ausgeht nicht", meinte Jänes bedächtig. „Aber geht's schief, was dann?"

„Es ist auch gar nicht, weil wir etwa Ihren Vater fürchten", ließ Kusik sich wieder hören. „Wir sollten wir es aber verantworten, wenn eine Kugel Sie trifft, Sie ins Gefängnis kommen oder gar ertrinken. Das können wir nicht auf unser Gewissen nehmen. Nein, Fräulein Elma, nein! — Der Baron tät's auch nicht!" fügte er im Widerspruch zu sich selbst als stärkstes Argument hinzu.

Sie zuckte die Achseln und versank für einige Augenblicke in Schweigen. Sie dachte an Baron Angern. Einmal hatte sie ihn gefragt, wie er dazu gekommen wäre, „Admiral" einer Schmuggelflotte zu werden. Er antwortete damals sehr klar: „Die Bolschewiken haben mich um meine Karriere, die in Estland Regierenden um mein Gut gebracht. Fürs erste halte ich mich an diesen schadlos. Die anderen kommen später auch noch mal dran. Ich kann nicht schicksalsergeben die neuen Besitzer meines Gutes als Schofför im Auto herumfahren. Will mir nicht Aermel und . . . andere Bekleidungsstücke an zarten Möbeln irgendwo im engen Kontor durchwetzen. Ich brauche Raum, Widerstand, Kampf — sonst erstricke ich!" — Allmählich war eine große Liebe zwischen den beiden entstanden.

„Sie sind doch nicht beleidigt?" unterbrach Kusik fast ängstlich ihr versonnenes Schweigen.

„Nein", antwortete sie mit einem kleinen, fernen Lächeln. „Aber einmal werdet Ihr mich noch kennen lernen, Ihr . . . gewissensbeschwerten Dickschädel!" — — —

Die „Aspasia" lief mit voller Ladung nach Norden, zur finnländischen Küste. Kusik steuerte; nicht weit von ihm saß Jänes und hielt scharfen Auslug. Plötzlich grellte ein Scheinwerfer aus der Nacht. Das grünliche, stechende Auge, aus dem die suchenden Strahlen über das Wasser tanzten, war ganz nahe.

Jänes wurde blaß. „Himmel — ein Russe", durchfuhr es ihn mit Entsetzen. „Wenn der uns kriegt . . .!"

„Wahrscheinlich ein Bolschewik", tönte es vom Steuer. „Finnländische Wachtschiffe fahren nicht ohne Lichter, um plötzlich mit Scheinwerfern herumzuschmeißen.

Sichtbar beunruhigt waren die zwei übrigen Männer der Besatzung auch nach hinten geklettert. „Wir sind zwar schon in finnischem Wasser", sagte der eine, „aber wenn's ein Russe ist, was kümmert's ihn! Sie nehmen Ladung und Geld weg und sperren uns ein. Womöglich müssen wir dann noch irgendwo in Verbannung auf einer Eisinsel krepieren."

„Wir müssen durch!" wollte Kusik sagen, aber ein greller Lichtstrahl schnitt ihm das Wort vom Munde. Das russische Wachtschiff hatte die „Aspasia" gesichtet . . . Schon grollte ein Kanonenschuß mit hellem Aufblitzen aus der Nacht, und deutlich hörbar fauchte das Geschoß über die „Aspasia" hinweg.

„Jungens", sagte Kusik, „die Russen brauchen die Prise — und die Zeugen müssen verschwinden. Ich glaube, der Tod ist gnädiger als diese Kerls."

„Jawohl! Sicher! — Glaub's schon", tönte es im Chor.

„Da rammen wir die Burschen!" rief Kusik mit blitzenden Augen. „Wir fahren zur Hölle, aber die Russen nehmen wir mit. — Einverstanden?"

Das wilde, finnische Schmugglerlied „Wir fahren das Schiff zur Hölle, tra-la . . ." war die Antwort. Unterm Aufdonnern eines zweiten Kanonenschusses warf Kusik das Boot herum und jagte mit voller Motorkraft auf den schwarzen Fleck zu, der sich unter seinem zwinkernden Lichtauge schattenhaft aus dem Wasser hob. Höhnisch mischte sich das rauhe Todeslied der Schmuggler mit dem Gesang von Wind und See. Aber die Leute von der „Aspasia" hätten lieber nicht singen sollen: Die Russen verstanden auch Finnisch und merkten die Absicht. Als die „Aspasia" schon ganz nahe war, tönte es plötzlich durchs Sprachrohr: „Langsam fahren, oder . . ." Ein Maschinengewehr bellte hart auf. Hell zirpte und zischte es über den Köpfen der Aspasialeute. „Auch das noch!" stieß Kusik zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor und kommandierte: „Halbe Fahrt!" — Das Lied verstummte jäh.

Plötzlich flirrte es im Rücken der „Aspasia" glitzernd über das Wasser. Dann flammte das russische Wachtschiff in grünlichem Licht förmlich auf. Die Lichtkegel zweier Scheinwerfer hatten sich an ihm festgesaugt und ließen es nicht mehr los. „Hoffentlich ein Finne", rang es sich aus den Herzen der Aspasialeute. „Wenn der uns dem Russen abjagt, kommen wir immer noch mit einem blauen Auge davon." Halb geblendet winkten die Russen wütend auf das Meer hinaus, die Scheinwerfer abzustellen, aber niemand beachtete ihre Zeichen.

Die „Aspasia" legte sich fast Bord an Bord mit dem bedeutend größeren Russen. Die See war ziemlich ruhig, ein Hinüberklettern leicht möglich.

„Macht Euer Boot fest und kommt alle herüber!" befahl der russische Kapitän. Ein Tauende wurde herüber gereicht.